

Irene Ruttmann
Titus kommt nicht alle Tage

Irene Ruttmann wurde 1933 in Dresden geboren und wuchs in Chemnitz auf. An den Universitäten in Leipzig, Ost-Berlin und Frankfurt/Main studierte sie Germanistik, Anglistik, Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte. Sie promovierte an der Frankfurter Goethe-Universität, unterrichtete dort und arbeitete als Literaturwissenschaftlerin für Verlage, Zeitschriften und den Hörfunk. Das vorliegende Buch ist ihr erstes Kinderbuch, angeregt von Spaziergängen zum Limes und zum Kastell Saalburg im Taunus.

Irene Ruttmann

Titus kommt
nicht alle Tage

Deutscher Taschenbuch Verlag

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell unter
www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download

Von Irene Ruttmann ist bei dtv außerdem lieferbar:
Das Ultimatum

Das gesamte lieferbare Programm von
dtv junior und viele andere Informationen
finden sich unter www.dtvjunior.de



Ungekürzte Ausgabe
20. Auflage 2014
1989 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1980 Verlag Friedrich Oetinger GmbH, Hamburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Marlis Scharff-Kniemeyer
Gesetzt aus der Aldus 11,5/13
Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70176-1

Für meine Tochter Ulrike

Inhalt

Erstes Kapitel

Ein fast zweitausendjähriger Schuh 9

Zweites Kapitel

Was macht ein Römer im Schnee? 18

Drittes Kapitel

Eine Schrift im Staub 26

Viertes Kapitel

Von der Zahl Sieben und vom vorsichtigen
Umgang mit einem Küchenjungen 36

Fünftes Kapitel

Schwierigkeiten mit einer Kaisermünze 48

Sechstes Kapitel

Anorak oder Tunika 56

Siebtes Kapitel

Titus wird eingeschmuggelt 66

Achstes Kapitel

Wurzelzauber 71

Neuntes Kapitel

Das Schlangenglas aus Colonia 87

Zehntes Kapitel

Zwei seltsame Typen 100

<i>Elftes Kapitel</i>	
Es wird ernst	111
<i>Zwölftes Kapitel</i>	
Die große List	120
<i>Dreizehntes Kapitel</i>	
Das Gastmahl im Bauwagen	131
<i>Vierzehntes Kapitel</i>	
Und am Ende viel Rummel	142
Für den, der mehr wissen möchte	152

Erstes Kapitel
Ein fast zweitausendjähriger Schuh

Die ganzen Winterferien hindurch war nicht die kleinste Schneeflocke vom Himmel gefallen. Kaum aber hatte die Schule wieder angefangen, schneite es. Und zwar richtig.

Sven hätte sich vor Wut die Haare raufen können, stattdessen malte er lauter kleine Schlitten und Schlittschuhe auf den Hefrand. Immer abwechselnd. Wie ein Muster. Oder er starrte aus dem Fenster. Sven war zwölf Jahre alt, ziemlich kräftig, hatte dichte blonde Haare und ein paar Sommersprossen auf der Nase.

Wie gern wäre er jetzt draußen! Die ganze Zeit über hatte er auf den Schnee gewartet, jeden Morgen hatte er sehnsüchtig aus seinem Zimmerfenster im achten Stock geguckt und immer nur Nieselregen gesehen. Jetzt aber, wo die Schule wieder angefangen hatte, jetzt schneite es wie verrückt.

Sven hörte überhaupt nicht zu, was Herr Agricola an der Tafel von der lateinischen Steigerung erzählte. Und auch die andern zweiunddreißig Schüler der Klasse 6a hörten nicht zu, sondern guckten gebannt nach draußen auf die weiße Decke, die immer dicker wurde. Auf den Fensterbrettern, auf dem Turnhallendach, auf den Lehrerautos.

Herr Agricola gab Geschichte und Latein. Passend

zu seinem Namen, könnte man denken. Denn »agricola« ist ein lateinisches Wort und heißt »der Landmann«. Er hieß also eigentlich Herr Bauer. Weil aber vor ein paar hundert Jahren seine Vorfahren ihren Namen ins Lateinische übersetzt hatten, weil es vornehmer klang, hieß seine Familie seitdem Agricola. Mit der Betonung auf dem i. Wer aus dem Namen zuerst »Africola« gemacht hatte, wusste niemand mehr. Jedenfalls nannten ihn alle Schüler so. Mit der Betonung auch auf dem i.

Herr Agricola war nicht mehr ganz jung, nicht mehr ganz schlank und wirkte etwas bedächtig. Und er sah trotz seiner in die Stirn gekämmten dichten grauen Haare nicht wie ein alter Römer aus, sondern eben wie ein älterer Lehrer. Das Wichtigste aber war, dass er Kinder gern hatte. Deshalb betrachtete er ohne Ärger die zweiunddreißig von ihm abgewandten Köpfe und sagte: »Ich glaube, wir machen einen Unterrichtsgang.«

Einen Unterrichtsgang machen bedeutete, dass das Geburtshaus eines berühmten Erfinders, eine Druckerei oder eine Großbäckerei besichtigt wurde. Hauptsache, man lernte etwas dabei. Diesmal, dachte die Klasse 6a, meinte Herr Agricola mit dem »Unterrichtsgang« sicher einen Ausflug in den Schnee oder eine Schneeballschlacht, und brach daher in begeistertes Gebrüll aus. Aber so frei ist ein Lehrer in seinen Entscheidungen nun auch wieder nicht und deshalb winkte Herr Agricola ab: »Wenn ihr alle feste Schuhe anhabt und warm genug angezogen seid, nehmen wir den nächsten Bus und fah-

ren zum Limes und zum Kastell. Zeit haben wir genug.«

»Da war ich doch schon mal«, maulte laut Andi Ladinger. Er handelte immer ziemlich unüberlegt und sagte alles heraus ohne vorher nachzudenken. Aber glücklicherweise ging diese vorlaute Bemerkung in der allgemeinen Unruhe unter: Stühle wurden gerückt, Mappenschlösser schnappten zu, Füße scharrtten, alle redeten durcheinander. Die Mehrheit der Klasse war von dem Vorschlag begeistert, denn einmal kamen sie nach draußen in den Schnee, zum andern strolchten sie gern ab und zu auf dem Gelände ums Kastell herum. Sie wussten vielleicht mehr darüber und über den Limes, als im Lexikon steht:

Als die Römer vor rund zweitausend Jahren einen großen Teil Deutschlands, das damals noch Germanien hieß, erobert und besetzt hatten, sicherten sie ihre Grenzen durch einen Wall, vor dem ein Graben lag. Häufig befand sich vor dem Graben noch ein hölzerner Palisadenzaun oder eine Mauer ersetzte den Wall.

Er war keine Wehranlage wie etwa die Befestigung einer Burg, sollte aber kleinere Überfälle der Germanen verhindern und den Grenzverkehr kontrollieren helfen. Ziemlich geradlinig ohne viele Kurven und Biegungen verlief der Wall über Höhenzüge und durch Täler, vom Rhein bei Bonn über den Taunus zum Main, durch Württemberg und ein Stück Bayern bis zur Donau, etwa dort, wo die Altmühl in den Strom mündet.

Das Überraschende aber ist, dass der Limes nach Hunderten von Jahren nicht etwa nur auf historischen Landkarten vorkommt, sondern dass man seinen Lauf noch heute fast überall verfolgen kann. Nicht mehr als Wall erkennbar, aber deutlich sichtbar ist ein Erdwulst, mal einen Meter hoch, mal höher und mal niedriger, der mitten in einem Acker oder neben einer Waldschneise auftaucht.

Hinter dem Limes, manchmal hundert Meter, manchmal einige Kilometer entfernt, hatten die Römer für ihre Soldaten befestigte Kastelle angelegt. Von einer ganzen Anzahl sind die Grundmauern bis heute erhalten.

Das Kastell aber, das Herr Agricola mit seiner Klasse besichtigen wollte, war etwas Besonderes und mit irgendwelchen römischen Mauerresten nicht zu vergleichen.

Es war auf den ausgegrabenen Grundmauern wieder aufgebaut worden und lag, nur ein paar Bushaltestellen von der Stadt entfernt, mitten im Wald, fast so wie zu den Zeiten der Römer.

Der Bus fuhr durch die Altstadt, dann an der Gartenfeldsiedlung vorbei, in der Sven und eine ganze Reihe anderer Kinder aus der Klasse wohnten, und war schnell im Wald.

Hier war der Schnee noch schöner als in der Stadt. Er machte alles lautlos. Sie hörten kaum, wie der Bus weiterfuhr, nachdem sie ausgestiegen waren. Eine weiße, unberührte Schneedecke erstreckte sich von der Straße bis zum Kastell, das zwischen den Bäu-

men herausschaute. Es hatte Zinnen wie eine Burg. Zwischen zwei rechteckigen Tortürmen stand, die Hand mit Feldherrngeste ausgestreckt, die Bronze-statue eines römischen Kaisers.

Andi Ladinger und ein paar andere Jungen rasten mit Juhugebrüll davon und hüpften dann in Zickzacksprüngen durch den Schnee.

»Bleibt hier, bitte«, rief Herr Agricola, »ihr könntet ins Bad fallen!« Das war kein dummer Witz. Denn die Buckel, die sich vor dem Kastellgraben im Schnee abzeichneten, gehörten zu den Grundmauern einer umfangreichen römischen Badeanlage. Früher konnte man im Sommer darin herumklettern, bis dann eines Tages Verbotsschilder aufgestellt worden waren. Jetzt hätte ein falscher Tritt böse Folgen haben können.

Es war kalt. Einige Mädchen standen da mit hochgezogenen Schultern und hauchten in die Hände.

Der Pförtner in seiner Glaskabine wunderte sich: »Eine ganze Schulklasse an so einem kalten Morgen? Heute habt ihr sicher hier alles für euch allein.«

Sie stapelten ihre Mappen im Pförtnerhäuschen an die Wand. Edmund Klöß und Dirk Adelman interessierten sich gleich für den Automaten mit Kaugummi und Keksrollen. Dann schoben sie sich mit den anderen durch die Pforte in einem der beiden Torbögen.

Vor ihnen lag das Römerkastell im unberührten Schnee. Dicke weiße Hauben bedeckten die Brunnen und die Dächer der rechtwinklig angeordneten Gebäude. Hintereinander gingen sie ein Stück an der

Innenseite der Mauer entlang. Etwa hundert Schritte nach rechts. Dann folgten sie dem Innenwall und der Mauer im rechten Winkel nach links, bis sie wieder an ein Doppeltor kamen, das dem Eingangstor ziemlich genau glich.

»Ganze Abteilung halt!«, rief Herr Agricola. Er hatte eingesehen, dass er seine Klasse bei diesem Schnee nicht um das ganze Lager wandern lassen konnte. Kein Pfad war gebahnt. »Wenn wir jetzt den kürzesten Weg nehmen, der auf das große Gebäude zuführt«, erklärte er, »laufen wir auf der via principalis, der Querstraße des Lagers, die die beiden Seitentore verbindet. Sie wird in der Mitte gekreuzt von der via praetoria, der Straße des Kommandanten, könnte man übersetzen. Bevor ihr aber alle nasse Füße bekommt, sollten wir uns lieber im Museum umsehen, einverstanden?«

Das Museum war auf den Grundmauern des römischen Getreidespeichers aufgebaut, sah innen aber wie die meisten Museen aus. Schaukästen, Glasvitrinen und an den Wänden Landkarten und vergrößerte Fotografien. Es gab Modelle von Steinschleudern und einer Getreidemühle. Wie immer bildeten sich gleich Grüppchen. Die Andi-Ladinger-Gruppe stürmte sofort auf einen Schrank zu, in dem Speerspitzen, Schwerter, Reiterhelme und die Reste eines Schildes ausgestellt waren. Einige Schüler blieben bei Herrn Agricola stehen und sahen ihn erwartungsvoll an. Das waren diejenigen, die immer erst mal abwarteten, was der Lehrer vorhatte.

Herr Agricola schaute sich zufrieden um: »Hier

ist ja alles gut beschildert und ihr könnt euch selbst umsehen. Achtet mal darauf, dass vieles von dem uralten Handwerkszeug, Äxte, Hämmer, Hobel zum Beispiel, sich bis heute kaum verändert hat. Und dann, schlage ich vor, picken wir uns ein paar Rosinen heraus und sehen sie uns gemeinsam an. Die Mädchen können mit mir schon mal das Küchengeschirr der Römer anschauen.«

Das war eine typische Agricola-Bemerkung, Küchensachen kamen nur für Mädchen in Frage. Selbst wenn sie bei ihm Latein lernten. Dabei hatte es, als in der Schule ein Kochkurs eingerichtet wurde, einen Riesenandrang der Jungen aus den höheren Klassen gegeben. Aber vielleicht hatte Herr Agricola das nicht zur Kenntnis genommen oder wollte es nicht.

Anja Held, die Latein gar nicht mochte, flüsterte ihrer Nachbarin zu: »Für Sachen von früher interessiere ich mich eigentlich überhaupt nicht. Was soll das?« Sie wandte sich gelangweilt ab.

Sven war alles andere als gelangweilt. Er stand etwas abseits und betrachtete fasziniert medizinische Geräte, Spatel und einen länglichen Stein, in den Buchstaben eingegraben waren. Auf dem dazugehörigen Schildchen stand:

Augenarztstempel aus Stein. Der Arzt konnte dem Legionär mit einem Stempel verschiedene Medikamente verordnen. Meist wurden Kräutersalben benutzt.

Da hatte nun einer Augenschmerzen, dachte Sven, und versuchte es mit einer Salbe. Vielleicht sah er auch nur schlecht und hätte eigentlich eine Brille ge-

braucht . . . Sven war ganz versunken und merkte erst nach einer Weile, dass ganz in der Nähe eine Männerstimme fortwährend wiederholte: »Ja, natürlich, Herr Direktor, selbstverständlich, Herr Direktor, eigentlich ist doch immer jemand da . . . Dummerjungenstreich . . . merkwürdigerweise dasselbe Schild . . . wir werden strenger darauf achten . . .«

Sven drehte sich um und sah einen Aufseher am Telefon. Das hing an der Wand neben dem Feuerlöscher und der Mann wirkte nervös. Sven starrte ihn an.

»Mach den Mund zu und verschwinde«, raunzte der Mann, setzte aber gleich hinzu: »O bitte, Herr Direktor, Sie natürlich nicht, Entschuldigung, o nein, hier steht nur so ein Junge herum.« Dann hielt er die Sprechmuschel zu und sagte wütend: »Na, wird's bald?«

Sven schob sich im Zeitlupentempo weiter.

Die anderen waren inzwischen bei den »Rosinen« angelangt und drängelten sich um einen Glaschrank. Dort hatte man Schuhe so ausgestellt, dass sie von allen Seiten gut zu erkennen waren. Sie schienen aus weichem Leder zu sein, hatten ein zierliches Lochmuster und die Sohle war in Längsreihen mit rundköpfigen Nägeln beschlagen. Alles in allem eine Art Mischung aus Ballettschuh, Indianermokassin und Rennschuh für die Aschenbahn. Das Besondere war, dass sie etwa tausendsiebenhundert bis tausendneunhundert Jahre alt sein sollten. Wären sie nicht schwärzlich und etwas verschrumpelt gewesen, man hätte ihnen ihr Alter nicht angesehen.

»Wenn mal ein alter Schuh aus dem Schlossteich gezogen wird«, meinte jemand von hinten, »sieht der nicht weniger vergammelt aus.«

Herr Agricola freute sich: »Da hast du etwas Richtiges gesagt, denn nur durch das Wasser ist das Leder so erstaunlich gut erhalten. Das ist außergewöhnlich selten. Die Schuhe stammen aus einem Brunnen des Kastells und das Wasser hat sie tief im Boden unter Luftabschluss konserviert. Aber jetzt guckt mal auf den Schrankboden, da ist noch etwas zum Staunen.« Er meinte ein unscheinbares Stück Ziegel, eine Art Ziegelplatte, auf der ein Abdruck deutlich sichtbar war. Bei genauem Hinsehen konnte man eine genagelte Schuhsohle ohne Absatz erkennen, als sei jemand in den feuchten Ton gestolpert.

Herr Agricola sah seine Schüler an. »Wie findet ihr die Vorstellung, dass vor einigen tausend Jahren ein Mensch seine Spuren in diesem Stück Ton hinterlassen hat . . .?«

Keiner sagte etwas, einige kicherten. Herr Agricola blieb noch einen Augenblick stehen, wandte sich dann um und sagte: »Nun lasst uns noch einen Blick auf die Grabsteine werfen.«

Zweites Kapitel
Was macht ein Römer im Schnee?

Es schneite immer noch. Der Schnee fiel jetzt so dicht, dass ihre Fußspuren nicht mehr zu sehen waren. Sie waren heute die einzigen Besucher des Römerkastells. Sie gingen ein paar Schritte die *via praetoria* zurück und zum überdachten Umgang des Mittelgebäudes. Auf den Grabsteinen, die an der Innenwand aufgereiht standen, waren ernste Krieger zu sehen, darunter zentimeterhohe lateinische Buchstaben. Ein Reiter hatte das Pferd hochgerissen und sprengte über seinen Gegner hinweg, der am Boden lag.

»Was steht da drauf?«, fragte Andi, der die kleinen Übersetzungstafeln neben jedem Stein noch nicht entdeckt hatte.

Herr Agricola stellte sich davor, lachte und sagte: »Das könnten wir eigentlich selbst übersetzen!«

Ich muss mich ja nicht gerade vordrängen, dachte Sven. Er stand etwas abseits von der Schülergruppe und schob sich jetzt in den Gang außer Sichtweite des Lehrers.

»Dolanus aus Esbenus, ach nee, Sohn des Esbenus, Reiter der vierten Thrakerkohorte . . .«, hörte er Andi stottern und dazwischen helfend die Stimme von Herrn Agricola.

Sven musste an den aufgeregten Museumswärter

denken. Was hatte der eigentlich für ein Schild gemeint? Nachdenklich malte er mit der Fußspitze Figuren in den Schnee, während er sich langsam von den anderen entfernte. »... war vierundzwanzig Jahre im Dienst...«, hörte er noch und trat gedankenverloren in die schmalen Fußspuren, die den Gang entlang und vom Haus wegführten. Sie lagen etwas weiter auseinander als seine Schritte und er musste ein bisschen hüpfen um sie genau zu treffen.

Wer hat denn bei diesem Wetter Rennschuhe an oder so komische Nageldinger wie Spikes?, dachte er. Aber plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Hatte er sich geirrt oder ähnelte die Spur vor ihm wirklich dem Abdruck des römischen Schuhs aus dem Glasschrank? Aber wie sollte das möglich sein? Sven guckte wieder und wieder auf die schmale Fußspur, die die zugeschneite via principalis kreuzte und auf eine der beiden Mannschaftsbaracken zuführte, die hinter dem Museum nach alten Plänen aufgebaut worden waren. Es gibt zwei Möglichkeiten, überlegte er. Entweder ich gehe zurück und erzähle den anderen, was ich gesehen habe, oder ich versuche allein herauszufinden, was da los ist. Und schon schneite die Spur langsam wieder zu. Sven folgte ihr in großen Sprüngen.

Die beiden Baracken standen so dicht nebeneinander, dass sie eine schmale Gasse bildeten. Die vorgezogenen Dächer wurden von dunkel gebeizten Holzpfeilern gestützt, so dass an den Längswänden geschützte Gänge entstanden waren. An jeder Barackenwand befanden sich in gleichmäßigen Abstän-

den etwa neun Türen nebeneinander. Die Fußspur endete vor einer von ihnen. Es war jetzt sehr still. Sven spürte sein Herz klopfen. Ganz leicht drückte er gegen das schwarz geteerte Holz der Tür. Sie gab nach und schwang wie von selbst nach innen. Sven setzte einen Fuß in den Raum und beugte sich vor.

Ein verstaubtes kleines Fenster ließ nur wenig Licht herein. Die Ecken des Raumes waren voll gestopft mit allerlei Gerümpel. Eine Art Abstellkammer, dachte Sven und erkannte Kisten, einen umgedrehten Gartentisch und einige Parkbänke. »Ist hier jemand?«, fragte er laut und fand seine eigene Stimme merkwürdig dünn.

Da entdeckte er sie: Die schmale Fußspur führte quer über den Boden. Jetzt war sie nass und deutlich zu sehen. Sie verschwand hinter einer hohen Kiste. Auf einmal hatte Sven keine Angst mehr. Mit drei schnellen Schritten war er bei der Kiste: Auf dem Boden saß mit angezogenen Knien ein Junge. Er wirkte ganz ruhig und schien auch nicht zu erschrecken, als Sven vor ihm stand. Gelassen blieb er sitzen und sah Sven freundlich an. Och, bloß ein Junge, dachte Sven enttäuscht. Bin ich dafür durch den Schnee gestapft? Aber auf einmal sah er an den Füßen des Jungen die römischen Schuhe. Nicht schwärzlich und verschrumpelt, sondern braun und glatt. Sie wirkten nicht gerade neu, hatten aber auf keinen Fall tausendsiebenhundert oder tausendneunhundert Jahre im Wasser gelegen.

Dann erst entdeckte er, dass die Beine des Jungen nackt waren. Nackt und braun bis zu den Hosen, en-